

Auf einer Wolke am Montmartre

In diesem Buch ist fast alles echt, bis auf die Hauptfigur: Bettina Wohlfarths historischer Kunstfälscher-Roman „Wagfalls Erbe“ führt ins Paris der dreißiger Jahre.

Am Anfang ist es ein bisschen so wie in Woody Allens Film „Midnight in Paris“. Bettina Wohlfarth, Übersetzerin und Journalistin, versetzt den Leser in ihrem Debütroman in die pulsierende Stadt des Lichts der dreißiger Jahre. Zusammen mit Isidor Schweig, einem jungen Maler aus Stuttgart, streift man in der Sommerhitze des Jahres 1936 lebensfroh und unbekümmert durch die Straßen der französischen Hauptstadt. Man kann die flirrend-laue Luft, die Isidor bei seiner Ankunft umweht, fast spüren. „In dieser Luft lag meine Zukunft.“ Man begleitet ihn in seine neue Wohnung im fünften Stock eines billigen Hotels am Montmartre, vom Schlafzimmer schaut man mit ihm über „die silbergrauen Pariser Zinkdächer mit ihren unzähligen tönernen Mini-Schornsteinen“, vom Atelier und Wohnzimmer auf die Rückseite der Moulin-Rouge-Flügel.

Isidor taucht ein in die mondäne Kunstszene, zieht von Galerie zu Galerie, betrachtet ehrfürchtig Werke von Braque, Dalí, Cézanne, Bonnard oder Matisse, studiert Pinselstrich und Farbauftrag der großen Meister. Er ist passionierter Maler, aber aus ihm wird kein Künstler, sondern ein Kopist, ein Fälscher, wenn auch ein begnadeter. Abgesehen von Isidor ist in Wohlfarths Buch fast alles echt. Die Orte, an denen er sich aufhält, sind echt, die Wege, die er nimmt, die Bilder, die er sieht, und vor allem die Menschen, denen er begegnet. Wie im Film „Midnight in Paris“, in dem Owen Wilson alias Gil Pender, in eine Zeitmaschine geraten, plötzlich verblüfft vor Gertrude Stein, Josephine Baker oder Salvador Dalí steht, hat der Paris- und kunstaffine Leser immer wieder irgendein beglückendes Aha-Erlebnis: Aha, jetzt sieht Isidor gerade Picasso über die Straße schlendern. Aha, jetzt lernt er im berühmten Café du Dôme in Montparnasse Rose Valland kennen, die unscheinbare Kunsthistorikerin, die später eine zentrale Rolle bei der Wiedergewinnung von NS-Raubkunst spielen wird. Aha, jetzt ist er unterwegs in der Rue La Boétie, besucht die legendäre Galerie von Paul Rosenberg, einem der bedeutendsten Kunsthändler des zwanzigsten Jahrhunderts.

Für den zwielichtigen Händler Hans Wendland kopiert Isidor Degas, Renoir und Courbets Skandalbild „L'Origine du monde“, das damals nur Eingeweihte kennen und bei dessen Betrachtung man noch heute in einer Mischung aus Scham und Schock einen Schritt zurücktritt, weil der Blick direkt in den gespreizten Schoß einer nackten Frau gesogen wird. Als Modell dient Isidor die Blumenhändlerin Adèle, seine erste und einzig wahre Liebe. „Ich saß mit Adèle auf einer Wolke am Montmartre, im fünften Stock, mit unverstelltem Blick auf den Himmel. Die Weltgeschichte darunter brodelte zwar, aber die aufziehende Katastrophe konnte ich mir nicht vorstellen.“ Isidor ist ein gänzlich unpolitischer Mensch, Adèle das Gegenteil. Als sie von einem Tag auf den anderen verschwindet, geht er 1937



In Bettina Wohlfarths Roman streift man ständig berühmte Pariser Orte – so wie hier die Kamera von Robert Doisneau den Maler Fernand Léger im Café du Dôme um 1937.

Foto Robert Doisneau/Gamma-Rapho/Getty

zurück nach Deutschland, hängt die Malerei an den Nagel und lebt eine leidenschaftslose bürgerliche Existenz.

Dann ist da noch Karolin Wagfall. Sie lebt nicht in den Dreißigern, sondern im Hier und Jetzt. Nach dem Tod ihrer Eltern entdeckt sie auf dem Dachboden zwölf Hefte, die vom geheimen Doppelgänger ihres 1914 geborenen und mittlerweile gestorbenen Vaters erzählen: Der bürgerlich-biedere Viktor Wagfall, viele Jahrzehnte ein leitender Angestellter bei der Bahn, war für kurze Zeit seines Lebens zugleich der Bohemien Isidor Schweig. Wohlfarth erzählt drei raffiniert miteinander verbundene Handlungsstränge: Viktor Wagfall im Jahr 1996, der, vom „eigenen Schweigen erdrückt“, über sein im Grunde unglückliches Leben sinniert und das Geheimnis der kurzen, aber erfüllten Pariser Jahre in zwölf Hefte bannt; der Inhalt der zwölf Hefte, Viktor-Isidors Zeit in Paris; Karolin in der Gegenwart, die sich auf die Spuren ihres janusköpfigen Vaters gibt.

Der war nicht nur 1936, sondern auch von 1940 bis 1944 in Paris, während der deutschen Besatzung, als ein „schwerer,

bleierner Schleier über der Stadt lag“. Viktor arbeitet als Oberinspektor der Reichsbahn, der, recht unbeteiligt, seinen Teil dazu beiträgt, dass alle Züge ordnungsgemäß bereitstehen – auch solche, die massenweise geraubte Kunst abtransportierten (aus der Galerie Rosenberg etwa), und solche, die seit 1942 über sechzigtausend Menschen nach Auschwitz fahren. Zugleich verwandelt Viktor sich erneut in Isidor, der Gemälde fälscht sowohl für korrupte Händler als auch für seine alte Freundin Rose Valland. Die arbeitet im Museum Jeu de Paume, wo die NS-Kunsträuber ihr zentrales Bilder-Depot eingerichtet haben. Rose unterstützt die Nazis bei der Registrierung der Werke, ist in Wirklichkeit aber Spionin. Unter Einsatz ihres Lebens legt sie heimlich Listen an, was aus welchem Besitz wohin geht, um die Bilder später zurückzuholen. Um das eine oder andere Meisterwerk nicht erst in ferner Zukunft, sondern direkt zu retten, beauftragt sie Isidor mit Fälschungen, damit sie die Originale verschwinden lassen und den Nazis Kopien unterjubeln kann.

„Wie lebte er die Schizophrenie seiner Position zwischen dem Mann, der bei der Reichsbahn den Nazi-Apparat bediente, und diesem anderen Mann in ihm, der jüdische Kunsthändler kannte und mit Rose Valland die Liebe zur Malerei teilte?“, fragt sich Karolin. Als ihr Vater viele Jahre später – er hat seine Isidor-Identität nach 1945 für immer abgestreift –

ein Museum besucht, in dem auch ihm bekannte gestohlene Gemälde aus jüdischem Besitz hängen, rauben die Bilder ihm die Luft zum Atmen. Er fühlt seine Schuld, fühlt, „wie eine physische Reminiszenz, den rechtlosen, von Gier und Willkür regierten Raum, in dem ich, in dem wir damals wie selbstverständlich gelebt haben. Und damals bin ich nicht daran erstickt.“

Bettina Wohlfarth hat Viktor Wagfalls Bericht mit reichlich Hintergrundwissen über den Kunstraub der Nazis verzahnt, das wohl auch für ein profundes Sachbuch getaugt hätte. Wie gut aber, dass sie keines geschrieben hat. Denn dann wäre dem Leser dieser berührende, sprachmächtige und atmosphärisch dichte Kunst-, Geschichts- und Paris-Roman entgangen, der bis zuletzt spannend bleibt, wenn endlich das Geheimnis um Adèle und ein mysteriöses Matisse-Bild gelüftet wird, das ebenso doppelbödig ist wie Viktors Existenz und dessentwegen er seine „Aufzeichnungen eines melancholischen Kunstfälschers“ überhaupt schreibt.

KATHARINA RUDOLPH



Bettina Wohlfarth:
„Wagfalls Erbe“.
Roman.

Osburg Verlag,
Hamburg 2019.
445 S., geb., 22,- €.

Der Weg muss dann halt das Ziel sein

Alles ganz auf Achtsamkeit: Der Philosoph Kieran Setiya rückt als Selfmade-Therapeut der Midlife Crisis zu Leibe

„Wenn man schwitzt in die Händ', auch wenn's gar nicht so heiß is / Wenn das kein Beweis is für die Midlife Crisis / Ich hab's goar net bemerk, aber danke, jetzt weiß ich's“. Sie mögen noch so unken, die Rainhard Fendrichs unserer mittig durchhängenden Welt: Es gibt diesen Moment, in dem wir in den Spiegel blicken – und Balu der Bär blickt zurück. Aber nicht nur die Figur erschläfft. Wir müssen erkennen, dass uns nicht mehr alle Karrieren oder Familienträume offenstehen, dass maximal noch einmal so viele Jahre zu erwarten sind, wie wir schon verjuxt haben. Eine große empirische Studie hat vor elf Jahren herausgefunden, dass die Lebenszufriedenheit von Frauen wie Männern in allen Teilen der Welt die Form einer U-Kurve hat. Im Schnitt erreicht sie im Alter von sechszwanzig Jahren ihren Tiefpunkt.

Was man da nun gar nicht gebrauchen kann, ist, in der Straßenbahn mit einem Buch gesehen zu werden, auf dessen Titel in gewaltigen Lettern die Worte „Midlife Crisis“ prangen. Wer zum Original greift, entkommt immerhin der Krise: „Midlife“ ist der englische Titel dieser „Gebrauchsanweisung“ zur Selbsttherapie des am Massachusetts Institute of Technology (MIT) lehrenden Philosophieprofessors Kieran Setiya.

Dass die Midlife Crisis mehr ist als eine Medienlegende, gilt Setiya aber schon aus dem erkenntnistheoretisch eher schlechten Grund als ausgemacht, dass er selbst eine solche durchlebte. Wie er sich mit Hilfe seiner Disziplin an eigenen Schöpfen aus dem Morast zog, dünkt ihn derart vorbildlich, dass er seinen Denkweg zum heilsamen Nach-Denken niederschrieb. Damit, vermutet der Autor unbescheiden, „könnte dieses Buch Ihr Leben ändern“. Dass es indes zunächst einmal auf eine Veränderung im philosophischen Selbstverständnis verweist, sei nur angedeutet: Praktische oder Moralphilosophie war immer ein wichtiger Teilbereich der geisteswissenschaftlichen Königsdisziplin, aber da ging es um begriffliche, nicht um Lebenshilfe. Setiya hingegen zielt wie viele seiner heute etwa auf Philosophiefestivals herumgereichten Kollegen auf unmittelbare Anwendung und fachsprachenfreie Massenkompatibilität: „Versuchen Sie mal, Kant oder Aristoteles zu lesen.“

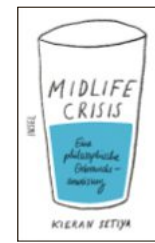
Leider tut der Autor dann nicht viel mehr, als bekannte philosophische Theoreme mit belletristischen Beispielen zu illustrieren und küchenspsychologisch abzuschmecken. Wer also Wissenschaftliches erhofft als eine Kalenderweisheit, auf die das Buch tatsächlich zuläuft: „Ich muss den Sinn nicht im Ergebnis meiner Arbeit suchen, sondern in der Arbeit selbst“, der ist hier falsch. Interessanter als dieses unter der Modevokabel „Achtsamkeit“ vermarktete Ergebnis sind jedoch einige der Digressionen auf dem Weg.

Los geht es etwa mit John Stuart Mill, dem Utilitaristen, Nationalökonom und Sozialreformer, der seine eigene – wie es sich für Genies gehört: sehr frühe – Lebenskrise dadurch überwand, dass er nicht zweckergerichtete Tätigkeiten wie das Lesen von Gedichten entdeckte. Statt Dauerverbesserung der Gesellschaft also Kontemplation. Lernen lasse sich daraus, so der Autor, dass die Aufnahme von „Tätigkeiten von existentiell Wert“ der Krisenprävention dient.

Die nächsten, schwächeren Kapitel widmen sich dem Gefühl, etwas verpasst zu haben. Einigermaßen umständlich ge-

langt der Autor über Jeremy Bentham's naive Idee, alle Lust sei kommensurabel und damit aufrechenbar, zu den Ratschlägen, unvermeidliche Verluste (wir können nicht alles haben) als Preis für ein Leben in einer Fülle erstrebenswerter Dinge zu akzeptieren und bereits getroffene Entscheidungen als Identitätsgewinn zu verbuchen. Wer glaubt, eine falsche Abzweigung genommen (etwa: auf Kinder verzichtet) zu haben, dem stehen mehrere Argumentationen zur Verfügung, nicht in Panik zu geraten. So soll man sich sagen, dass das ungeliebte Leben nicht so ideal hätte verlaufen müssen, wie es rückblickend scheint, oder dass das gewählte Leben wegen positiver Nebeneffekte doch zu bejahren ist.

Das anregendste Kapitel befasst sich mit dem Verzweifeln an der Endlichkeit.



Kieran Setiya:
„Midlife Crisis“.
Eine philosophische
Gebrauchsanweisung.

Aus dem Englischen
von Volker Oldenburg.
Insel Verlag, Berlin 2019.
211 S., geb., 18,- €.

Setiya versammelt hier die Trostversuche der Philosophie aus zweieinhalb Jahrtausenden, behauptet aber, dass die meisten von ihnen eher Sophistereien seien. Das gelte sowohl für Epikurs fröhliche Abwendung (Wo wir sind, ist der Tod nicht, und umgekehrt) als auch für Lukrez' Symmetrieargument (die Zeit nach unserem Tod sollte uns so wenig belasten wie die vor unserer Geburt). Schon mehr lasse sich anfangen mit dem Versuch etwa Martha Nussbaums, sich die Unsterblichkeit als Last vorzustellen, doch auch dies könne uns nicht ganz davor bewahren, uns an das Leben, diesen Wert an sich, zu klammern. Es sei allenfalls möglich, „sich das Beste für jemanden zu wünschen und ihn trotzdem loszulassen“.

Von hier ist es nur ein kleiner Schritt bis zum großen Finale. Wie in jeder zweiten Philosophie-für-Manager-Broschüre tritt darin Schopenhauer auf. Obwohl der Autor seinem Gewährsmann einmal mehr nicht ganz folgen will, glaubt er ebenfalls, dass abschließbare („telische“) Zielsetzungen bei ihrer Erfüllung eine Leere hinterlassen, die sich nur vorübergehend mit neuen telischen Zielen (Affäre, Sportwagen) füllen lässt. Die Lösung jenseits von Schopenhauers Pessimismus ist selbstverständlich die Hochschätzung des Atelischen (Philosophieren, Spazieren). So weit wie der Buddhismus, der das Nicht-Selbst zu erkennen lehrt (wenn das Ich gar nicht eigenständig existiert, ist der Tod kein Ende), müsse man zwar nicht gehen, aber Meditation helfe durchaus dabei, „durch das Üben von Achtsamkeit Ihren Geist zu fokussieren“, also unter Beachtung der vielen kleinen guten Dinge „im Hier und Jetzt zu leben und sich von der Tyrannei des Leistungsdenkens zu befreien“.

Dass das nach weichgespülter Silicon-Valley-Spiritualität à la Eckhart Tolle oder Jon Kabat-Zinn klingt, bemerkt Setiya sogar selbst, ohne dabei aber schwitzige Hände zu bekommen. Kurz und gut: Wer sich statt Brettspiel und Spazierstock in der Lebensmitte nun immer noch lieber einen Sportwagen plus Affäre zulegt, dem ist MIT-philosophisch nicht mehr zu helfen. Hatten wir noch gar nicht bemerkt, aber danke, jetzt wissen wir's.

OLIVER JUNGEN

Die Toten kommen zurück

Eine zweiseitige perfekte Memorialisierung der zerstörten polnisch-jüdischen Gemeinde? „Jarmy und Keila“, ein bislang unbekannter Roman Isaac B. Singers

„In der Literatur muss es mehr Fakten und Ereignisse als Gedanken geben. Wenn es mehr Gedanken als Fakten gibt, kann man es zwar als Strom des Bewusstseins bezeichnen, ich würde es aber eher einen Strom der Langeweile nennen.“ Diesen Satz soll Isaac B. Singer oft wiederholt haben, behauptet seine polnische Biographin Agata Tuszynska, und wenn man seine Prosa liest, kann man sich das sehr gut vorstellen. Dazu bietet sich auch gerade eine neue Gelegenheit, denn soeben ist, erstmals auf Deutsch, Singers Roman „Jarmy und Keila“ erschienen, in dem es von Fakten und Ereignissen nur so wimmelt.

Schauplatz des ersten Teils der Handlung, die im Jahre 1911 einsetzt, ist das Warschauer jüdische Viertel, vor allem die dortige Krochmalna-Straße, die Singer, der dort jahrelang gewohnt hatte, bestens vertraut war. Eine Straße, in der fromme Juden wie sein Vater, ein chassidischer Rabbiner, anzutreffen sind, in der es aber auch Bordelle und Kneipen gibt, wo einem schon im Morgengrauen ein Bier- und Wodkaden entgegenweht und wo Typen herumsitzen, die Fettkloß Reitzele, Noah Schaufel, Shaya Schlängel oder Itsche Einauge heißen. Die jüdische Unterwelt Warschaus.

Auch die beiden Titelhelden sind keine Heiligen: Keila ist eine Prostituierte, Jarmy ein Dieb und Menschenhändler, der gerade eine Gefängnisstrafe abgesessen hat.

Die beiden sind miteinander glücklich verheiratet und fest entschlossen, woanders ein neues, anständiges Leben zu beginnen. Davon scheinen sie auch nicht weit entfernt zu sein, allerdings nur so lange, bis in Warschau der Lahme Max auftaucht – ein Gauner und Zyniker, der seinerzeit von hier nach Amerika gegangen und dort zu Geld gekommen ist. Nun ist er zu seinem eigenen Erstaunen wieder da. „Die Toten kommen zurück, und ich bin wieder auf dem Platz in Warschau, in der Potocka, in der Shuletz und was weiß ich wo noch“, wundert er sich. Hinter seiner Rückkehr steckt aber ein Plan: Er will in Südamerika das große Geld machen, und Keila und Jarmy sollen ihm dabei helfen – sie junge Mädchen für die dortigen Bordelle anwerben, er als ihr Zuhälter arbeiten.

Obwohl äußerlich genauso hässlich wie vom Charakter her, hat Max einen riesigen sexuellen Appetit, und zwar sowohl auf Männer als auch auf Frauen, was dem jungen Paar zum Verhängnis wird. Zunächst versucht er, Jarmy mit seinen erotischen Avancen für die Vision der Partnerschaft in Südamerika zu gewinnen, dann vergewaltigt er Keila. Er tut es ausgerechnet an Jom Kippur, was die junge Frau so verstört, dass sie den Rabbi Menachem Mendel aufsucht: Sie möchte für ihre Sünden Buße tun. Der Rabbi verordnet ihr die Pflege eines alten, kranken Mannes, und da sie den Weg zu ihm nicht kennt, gibt er ihr als Führer seinen Sohn Bunem mit.

Damit tritt ein weiterer Mann in Keilas Leben, der auch eine viel interessantere Romanfigur abgibt als der seltsam blasse Jarmy – vielleicht weil er einigebildeter Autor und gleichzeitig von seinem älteren Bruder, Israel J. Singer an sich hat. Bunem ist einerseits, wie Isaac, schüchtern, unerfahren und bemüht, den Erwartungen seines Vaters gerecht zu werden. Andererseits rebelliert er, wie Israel, gegen das Elternhaus, das er als eng und freudlos empfindet, und will das Leben eines freien Künstlers führen, was er auch – indem er sich mit einigen Malern ein Atelier teilt – heimlich tut. Durch die Begegnung mit Keila, deren spontane, leidenschaftliche Art ihn fasziniert und die ihm auch bald „alle Geheimnisse und Kapricen des Körpers zeigt“, findet er den Mut, mit der alten Umgebung endgültig zu brechen. Er beschließt, mit ihr nach Amerika zu gehen, zumal er in Warschau für sich keine Zukunft sieht.

Und so spielt der zweite Teil des Romans in New York, wo das ungleiche Paar, der Rabbinersohn und die Hure, im jüdischen Viertel an der Lower East Side, einen Neuanfang versuchen. Doch keiner von ihnen kommt in der neuen Realität richtig an. Weder Keila, die zwar mit der Zeit Arbeit in einer Bäckerei findet, für die sie in den Straßen des Viertels frische Brötchen feilbietet, ansonsten aber mit der fremden Sprache und Umgebung nicht zurechtkommt. Noch Bunem, so-

sehr er sich auch darum bemüht. Er versucht, sich selbst Englisch beizubringen, und nimmt jeden Job an, der sich bietet. Dennoch fühlt sich für ihn alles irgendwie falsch an, sogar seine Arbeit als Lehrer in einem Talmud-Tora-Lehrhaus, denn die Kinder können nur wenig Jiddisch, nehmen den Unterricht nicht ernst und scheinen nur eine einzige jüdische Zeremonie zu kennen: „die Feier der Bar Mitzwa“. Erst als er Anstellung als Vorleser bei einem reichen, blinden Juden findet, kommt er ein wenig zur Ruhe. Mit der ist es aber bald vorbei, denn Jarmy taucht in New York auf und fordert seine Rechte als Ehemann ein, woraufhin Keila aus Bunems Leben verschwindet. Als sie sich irgendwann wiederbegegnen, scheint sie nur noch eins zu verbinden: der Wunsch, ihrem Dasein ein Ende zu setzen.

„Jarmy und Keila“ erschien vom Dezember 1976 bis Oktober 1977 als Fortsetzungsroman in der New Yorker jiddischen Zeitung „Forverts“, in der Singer, ähnlich wie sein Bruder, jahrzehntelang seine Texte publizierte. Im folgenden Jahr 1978, in dem er den Nobelpreis für Literatur bekam, erschien sein Roman „Schoscha“ (dt. 1980), der, so Jan Schwarz in seinem Nachwort, „eine beinahe perfekte Memorialisierung der zerstörten polnisch-jüdischen Gemeinde“ gewesen sei, was Singers Entscheidung zur Folge gehabt habe, auf die Veröffentlichung der englischen Fassung

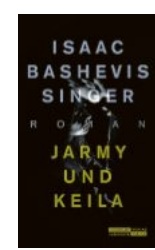
von „Jarmy und Keila“ zu verzichten. Und im Endeffekt auch darauf, die in „Forverts“ erschienenen Folgen zu überarbeiten und eine endgültige Version des Romans zu schreiben.

Über die Frage der perfekten Memorialisierung ließe sich sicher diskutieren, doch davon abgesehen: Der Roman hat durchaus seine Stärken – er zeichnet ein breites, detailreiches Gesellschaftspanorama jener Zeit nach, zeigt unbeschönigt das jüdische Milieu Warschaus und New Yorks, gibt überzeugend die Ängste und Hoffnungen der damaligen Migranten wieder, womit er für die Situation der heutigen sensibilisiert. Auf der anderen Seite aber machen sich die ausgebliebenen Überarbeitungen und die ursprüngliche Bestimmung des Romans auf eine Art bemerkbar, die für Momente der Ungeduld oder der Belustigung sorgt. Es gibt Längen und Wiederholungen, und manche Szenen und Dialoge haben etwas von der Trivialität oder Melodramatik jenes Dreigeschichtenromans, auf dessen Tradition das Buch basiert. Etwa Keilas Verhalten, das oft etwas vom effektheischenden Agieren der Stummfilmstars an sich hat: „Keila wies anklagend mit dem Finger auf Bunem. Schaum stand ihr vor dem Mund, als hätte sie einen epileptischen Anfall. Sie hatte den Blick einer Wahnsinnigen, verdrehte die Augen so, dass man nur noch das Weiße sah.“ Auf Singers Zeitgenossen mögen solche Szenen eine ungeheuer star-

ke Wirkung gehabt haben, für den heutigen Leser haben sie eher ungewollte Komik. Und auch „die Kraft zu schockieren“, die der Nachwortverfasser verspricht, kann man dem Roman nur dann attestieren, wer von der Existenz einer jüdischen Unterwelt im Vorkriegswarschau nicht gewusst hat.

In diesem Fall sollte man allerdings zwei Romane gleichzeitig lesen: Singers „Jarmy und Keila“ und Szczepan Twardochs „Der Boxer“ (dt. 2018), der im Warschau der späten dreißiger Jahre, genauer: in der polnisch-jüdischen Unterwelt spielt. Denn wenn man es tut, merkt man plötzlich, wie durch Twardochs modernen, oft wirklich schockierenden Stil auch Singers Buch an Kraft und Härte gewinnt. Und zudem, dass dies zwei Teile einer und derselben Geschichte sind, in denen zwar die Grenze zwischen Realität und Fantasie gleichermaßen schwer auszumachen ist, die aber dennoch ein doppelter Beweis dafür sind, dass diese Welt existiert.

MARTA KIJOWSKA



Isaac Bashevis Singer:
„Jarmy und Keila“.
Roman.

Aus dem amerikanischen
Englisch von Christa Krüger.
Mit einem Nachwort von Jan
Schwarz. Jüdischer Verlag
im Suhrkamp Verlag, Berlin
2019. 464 S., geb., 26,- €.